



Inhalt

Vorwort von Dr. h.c. Charlotte Knobloch	005
Editorial von Dima Mendel Schneerson	007
01 Eva Umlauf	008
02 Roman Habermann	014
03 Michel Friedman	020
04 Chaja Loulai	026
05 Wladimir Kaminer	032
06 Florian Gleibs	038
07 Daniel Wiener	044
08 Miriam Braun	050
09 Ilanit Spinner	056
10 Boris Lachtermann	062
11 Shula Lubarsky	070
12 Kirill Pomogajko	076
13 Nelly Kranz	082
14 Natanel Olhoeft	088
15 Noa Luft	094
16 Emily Knobloch	100
17 Alice Kolesnichenko	104
18 Stella Schulte-Frohlinde	110
Impressum	114





Dr. h.c. Charlotte Knobloch



V o r w o r t

Liebe Leserin, lieber Leser,

Sie halten mit diesem Buch einen ganz besonderen Text in ihren Händen, ein Zeugnis des jüdischen Lebens in Deutschland im Jahr 2022. 18 Personen, ein Querschnitt durch unsere jüdische Gemeinschaft in Deutschland, haben sich bereit erklärt, über ihr Judentum und ihr Leben in Deutschland zu sprechen und die Ergebnisse als Video und in Textform zu veröffentlichen. Aus dem Projekt „Schmone18Esre“ ist so ein wichtiges Zeitdokument hervorgegangen, ich habe auch deshalb gerne die Schirmherrschaft übernommen.

Der Realisierung ging die Projektidee des Jugenddezernenten unserer Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern, Dima Mendel Schneerson, voraus. Die großzügige Unterstützung durch den Verein „1700 Jahre Jüdisches Leben in Deutschland“ und dessen Geldgeber haben die Umsetzung erst möglich gemacht. Besonderer Dank gilt daher dem Bundesministerium des Innern und für Heimat, der Bundesbeauftragten der Regierung für Kultur und Medien, der Landesregierung von Nordrhein-Westfalen und der Stadt Köln. Ich danke dem Verein und den Unterstützern für ihr Vertrauen in das Projekt, das mit der Veröffentlichung dieses Buches und der Vernissage im Gemeindezentrum der Münchner Kultusgemeinde seinen Höhepunkt erreicht.

Mein aufrichtiger Dank gilt selbstverständlich auch den 18 Persönlichkeiten, die Sie, liebe Leserin, lieber Leser, in diesem Buch besser kennenlernen werden: ihre Biografien, ihre Meinungen, ihr Judentum, ihr Leben, die diese Menschen großzügig mit uns teilen. Danken

möchte ich dem Initiator des Projekts, Herrn Schneerson, und dem gesamten Team des Jugenddezernats der IKG in München, sowie Frau Anat Rajber, die allesamt viel Kreativität und Herzblut in „Schmone18Esre“ investiert haben. Gemeinsam haben sie viele Hürden erfolgreich gemeistert – nicht zuletzt auch dank der Unterstützung durch den Gemeindevorstand und hier besonders der Kommission für Jugend und junge Erwachsene. Und schließlich danke ich allen, die die Umsetzung mit handwerklichem Geschick möglich gemacht haben und die Vorbereitung und Aufzeichnung der Interviews, der Fotografie und der Redaktion und Produktion dieses Buches auf sich genommen haben.

Ich bin der Überzeugung, dass dieses Projekt ein wichtiges Dokument zum zeitgenössischen jüdischen Leben in Deutschland darstellt. Nach inzwischen 1700 Jahren jüdisch-deutscher Geschichte, nach Aufbau, Vertreibung und Neubeginn, nach dem schrecklichen Verbrechen des 20. Jahrhunderts und einem lange nicht für möglich gehaltenen Wiederaufbau ist die jüdische Gemeinschaft heute wieder ein integraler Bestandteil deutscher Wissenschaft, Kultur, Wirtschaft und Gesellschaft, kurzum, von Tradition und Gegenwart. Von dieser Warte aus blicken wir nicht sorgenfrei, aber dennoch gut gerüstet einer herausfordernden Zukunft entgegen. Wir tun das auf der Basis eines neuen alten Selbst-Bewusstseins: jüdische Menschen in Deutschland – und werden das auch weiterhin sein. Und damit wünsche ich Ihnen nun viele gute Gedanken bei der Lektüre von „Schmone18Esre“!



Dima Mendel Schneerson





Editorial

Den vorliegenden Erzählungen liegen Interviews zugrunde, die für das Multimediaprojekt „Schmone18Esre“ aufgezeichnet und auch als Kurzfilme veröffentlicht worden sind. „SchmoneEsre“ ist ein zentrales Gebet im Judentum, das im Kollektiv und gleichzeitig schweigend für sich allein gebetet wird. Darüber hinaus ist es die hebräische Zahl 18, welche „Leben“ bedeutet und eine wichtige symbolische Zahl im Judentum darstellt. Ergebnis unserer Gespräche sind persönliche Geschichten von 18 Menschen aus verschiedenen Generationen. Sie geben uns einen Einblick in das jüdische Leben im Deutschland der Gegenwart. Ihre Erlebnisse, Erfahrungen und Gedanken spiegeln dieses Leben zwischen Tradition, Kultur und Gegenwart in ihrer ganzen Vielfalt wider. Judentum ist für sie ein Bestandteil oder die Basis ihres Lebens. Für manche ist es das Fundament, für andere ist es ein Teil des Alltags und für wieder andere ist es etwas, das eher im Hintergrund rauscht, aber es bleibt das verbindende Element. So unterschiedlich unsere Gesprächspartner auch waren – sie haben mit uns ihre vergangenen Erfahrungen, gegenwärtigen Lebensweisen und Gedanken für die Zukunft geteilt. Sie sind nicht etwas Besonderes, weil sie jüdisch sind. Sie sind etwas Besonderes, weil sie einzigartig in ihrer Persönlichkeit sind.

Das Projekt „Schmone18Esre“ und das vorliegende Buch sind nur möglich geworden durch eine Vielzahl großartiger Helferinnen und Helfer.

Ich danke Daniel Salzer, Anat Rajber, Axel Steinmüller, Lola Sprenger für ihren mitreißenden Enthusiasmus, Emanuel Rotstein für die hervorragend geführten Interviews, Leon Spanier und Kim Euijae für die Videoarbeit, Levi Shagalow und Benyamin Reich für die Fotografie, der Visagistin Angie Helfrich, Adrian Bänninger für die ausgezeichnete Textverarbeitung und Beratung, Thomas Schneider und Malte Gerken für die Buchherstellung, Sabine Grudda für das Layout sowie Aviva Lapke, Alice Kolesnichenko und Iryna Stosman für ihre unverzichtbare Tatkraft.

Ein besonderer Dank gilt dem gesamten Team des Jugenddezernats München und Oberbayern. Gerade auch den Madrichim und der Jugend, für die dieses Projekt entstand. Junge Menschen brauchen Vorbilder in aller Vielfalt des Jüdisch-Seins, um so zu ihrem Judentum zu finden, fundiert, selbstbewusst und vor allem selbstverständlich. Deshalb gebührt mein Dank natürlich auch diesem Hause, der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern und vor allem unserer Schirmherrin Frau Dr. Charlotte Knobloch, die vom ersten Moment an diese Idee geglaubt hat.

Die Kurzfilme mit den 18 Interviews sind auf Youtube unter „Schmone18Esre“ abrufbar, die Bildporträts unter dem gleichen Titel auf Instagram. Folgt uns auf Instagram und werdet Teil unserer Community!



EVA

Umlauf

Ich bin Kinderärztin und Psychotherapeutin und lebe seit über 50 Jahren in München. Geboren bin ich im Dezember 1942 in einem Arbeitslager für Juden in der Slowakei. Das Arbeitslager in Nováky war kein Vernichtungslager, es gab verschiedene Werkstätten dort, meine Mutter hat in der Schneiderwerkstatt gearbeitet, mein Vater war Buchhalter. Die Juden der Slowakei kamen zuerst in eines dieser Lager, man bekam zwar kein Geld für die Arbeit, aber man konnte dort überleben, und unter gewissen Umständen konnten dort auch die Kinder geboren werden. Ich war die erste von fünf Geburten, und in meiner slowakischen Geburtsurkunde steht: Geboren im Arbeitslager für Juden in Nováky. Das Schlimmste an diesem Lager war, dass die Züge von dort regelmäßig nach Auschwitz gegangen sind. Meine Mutter hat mir mal gesagt: Du warst ein Zeichen des Lebens in Zeiten des Todes. Ich bin eine der jüngsten Überlebenden des KZ Auschwitz.

2014 lag ich mit einem Herzinfarkt im Spital, und auf der Intensivstation sagte ich mir, wenn ich hier nochmals lebend herauskomme, werde ich endlich ein Buch über mein Leben schreiben, damit meine Geschichte nicht verloren geht. Ich hatte mir im Lauf der Jahre immer wieder Notizen gemacht und die Zettel in eine Schublade gesteckt, aber wie man

ein Buch schreibt, wusste ich nicht, es war auch keine Zeit dafür, ich hatte drei Kinder, eine Kinderarztpraxis, die Tage waren zu kurz. Nun aber suchte ich mir einen Agenten und einen Verlag und nahm mir die Historikerin Stefanie Oswald zu Hilfe.

Es war eine intensive, aber auch sehr schwere Zeit. Auf der Suche nach der Vergangenheit bin ich tatsächlich mit sehr vielen Toten zusammengestoßen. Wenn ich durch die Archive ging, begegneten mir viele Mitglieder meiner Familie, die damals mitten aus dem Leben gerissen wurden. Es war deprimierend und es hat mich krank gemacht, ich bekam eine Lungentzündung und dachte schon: entweder das Buch oder ich. Dann habe ich es doch zu Ende geschrieben, es war eine große, emotionale Anstrengung. Aber auch meine Kinder haben mich unterstützt, und nach der Buchpremiere¹ kam mein jüngster Sohn zu mir und sagte: „Mama, ich bin stolz auf dich.“

Mein Leben, kann
ich rückblickend
sagen, war oft
eine seelische
Achterbahnfahrt.

¹ Im März 2016 erschienen die Erinnerungen von Eva Umlauf unter dem Titel „Die Nummer auf deinem Unterarm ist blau wie deine Augen“ beim Verlag Hoffmann und Campe. Die Autorin hält als Zeitzeugin des Holocaust immer noch Lesungen aus ihrem Buch.





Da haben sich ruhigere Momente mit Katastrophen abgewechselt. Im Jahr 1967 bin ich nach Deutschland gekommen, im Alter von 25 Jahren und nach einer Zeit, in der ich zuerst die braune Diktatur, dann die rote Diktatur erlebt habe, und jetzt kam ich ins sogenannte Land der Täter. Das war anfangs eine schwierige Zeit für mich, nicht nur wegen der Nazi-vergangenheit von Deutschland. Ich kam aus der Slowakei, ohne die deutsche Sprache zu sprechen, und Frauen waren zu dieser Zeit in meinem Beruf nicht gerne gesehen. Mein erster Mann starb 1971 nach einem Unfall, wir

Chefarzt, der nahm mich dann in Schutz. Und ich muss sagen, in der Klinik kam ich nicht mit Antisemitismus in Kontakt, es gab eher Vorurteile gegenüber den Türken und den Italienern. Ich selbst konnte hier eigentlich das erste Mal in meinem Leben ein freies jüdisches Leben führen, man konnte in die Synagoge gehen, man konnte die Feiertage feiern. Es war eine Zeit, in der man als Jüdin aus Osteuropa ausgerechnet in Deutschland wieder unbeschwert leben konnte. Heute stehen leider wieder Polizeiautos vor unseren Synagogen.

Ich trage mein Judentum im Herzen,

waren fünf Jahre verheiratet, und ich stand da mit einem dreieinhalbjährigen Kind und musste arbeiten. Nach langer Suche und vielen Absagen bekam ich endlich eine Stelle in einer Klinik und kam zum ersten Mal mit deutschen Berufskollegen in Kontakt.

Ich war die einzige Ausländerin in der Klinik, nicht nur in meiner Abteilung. Wenn man heute durch Schwabing geht, hört man kaum noch reines Deutsch oder bayerisch, sondern eine bunte Mischung. Doch damals war ich mit meinem fremden Akzent ganz allein, das waren die Deutschen nicht gewohnt. Ich trug ein Namensschild, und im Nachtdienst kam eine Mutter mit einem Kind, das Ohrenschmerzen hatte, schaute mich an und sagte: „Wer sind Sie denn? Ich möchte nicht, dass mein Kind von einer türkischen Ärztin behandelt wird.“ Ich sagte, ich sei keine Türkin, aber am nächsten Tag beklagte sie sich beim

Wir kamen am
3. November
1944 nach
Auschwitz,
mit dem
letzten
Transport
aus dem
slowakischen
Staat.





Es war der Erste, der nicht ins Gas kam, weil sich der Zug verspätete und die Rote Armee schon sehr nah war. Die Nazis bekamen Panik und versuchten, die Spuren zu verwischen. Die Gaskammern wurden gesprengt und die Leute auf Todesmärsche geschickt. Nur drei Tage zuvor, am 31. Oktober, waren 1200 Häftlinge aus Theresienstadt gekommen, Frauen, Kinder, Männer, Alte, sie wurden alle ins Gas geschickt. Es waren drei Tage, die über unser Leben oder Tod entschieden haben. Wir wurden noch normal registriert, und meinem Vater und meiner Mutter

hatten, keine Cousinen. Aber wir haben es gefühlt und gespürt, dass wir nicht fragen durften, weil sie dann traurig wurde und weinte und wir keine traurige Mutter haben wollten. Erst 1965 in der Slowakei hat sie einem Journalisten erzählt, wie es damals in Auschwitz war und dass ich beinahe gestorben wäre, aber zu schwach zum Sterben gewesen sei, so hat sie sich ausgedrückt. Wir sind auch nach der Befreiung nur zu jüdischen Ärzten gegangen, wenn da welche waren, weil ich sehr oft krank war. Zuerst in Auschwitz, drei Monate unterernährt, Tuberkulose, Rachitis,

aber eine Fromme bin ich nicht.

und mir, dem 23 Monate alten Kind, wurde eine Auschwitz-Nummer am Unterarm eintätowiert. Dort sah ich meinen Vater zum letzten Mal, dann wurde er nach rechts zur Marschkolonie geschickt, ich kam in die Kinder-Baracke und meine Mutter, im vierten Monat schwanger, zu den Frauen. Bei meinen Recherchen habe ich im Archiv von Mauthausen die Papiere meines Vaters gefunden. Auf seinem Todesmarsch kam er bis ins Außenlager Melk in der Wachau. Dort sei er am 21. März 1945 an einer Blutvergiftung, ausgehend von einem Geschwür am Oberarm, gestorben. Ob es so war oder nicht, werde ich nie erfahren.

Meine Mutter gehörte zu jener ersten Generation, die wenig erzählt hat. Wir haben aber auch nicht gefragt, weil wir Angst vor dem Fragen hatten. Wir wussten, dass wir Juden sind und wir wussten, dass wir keine Oma

Hunger, Ödeme. Dann war ich ein paar Monate in einem Sanatorium in der Hohen Tatra mit offener Tuberkulose, ich hatte meine Kindheit praktisch im Bett verbracht, ich war ewig krank. Aber wenn der Herr Doktor auf einen Hausbesuch gekommen ist, dann war er kein Goj², das waren alles jüdische Ärzte, die meine Mutter irgendwo auftreiben musste, sie hatte kein Vertrauen zu jemand Anderem.

Die Nummer auf meinem Arm habe ich nie weggemacht. Sie war immer schon da, und ich habe keine Erinnerung daran, wie ich sie mit zwei Jahren in Auschwitz bekam. Sie ist eine Art Symbol, nicht nur für Auschwitz, sondern auch für alle anderen Lager. Und für mich hat sie auch aus einem anderen Grund eine Bedeutung. Die Eltern wurden immer vor ihren Kindern tätowiert. Deshalb hat meine Mutter am Ende eine Acht und ich habe am Ende eine Neun: 26958 und 26959. Manch-

² Jiddisch für „nichtjüdische Person“.





mal wurden die Familien in die ganze Welt zersprengt, und die Kinder und Eltern haben sich dank der Auschwitz-Nummer identifizieren und wiederfinden können. Meinem Buch habe ich deshalb den etwas poetisch gefärbten Titel gegeben: Die Nummer auf deinem Unterarm ist blau wie deine Augen. Diese Nummer ist immer noch sichtbar, wenn auch etwas verblasst. Früher wurde ich gelegent-

lich noch darauf angesprochen, zum Beispiel beim Arzt, bei der Blutentnahme. Heute liege ich mit freiem Oberkörper für ein EKG da, man sieht die Nummer, aber die jungen Arzthelferinnen fragen mich nicht, sie wissen nichts mehr davon. Einmal hat mich jemand gefragt: Was haben Sie sich denn da hingeschmiert?

Nach der Befreiung in Auschwitz ist meine jüngere Schwester zur Welt gekommen, das war im April 1945. Wir sind noch sechs Wochen nach der Entbindung geblieben, dann ist meine Mutter als Witwe im Alter von 21 Jahren in ihre Heimat zurückgekommen, mit zwei kleinen Töchtern und mit Tommy, einem sechsjährigen Jungen, der ohne Eltern in Auschwitz zurückgeblieben war und den sie fürsorglich mitgenommen hatte. Sie hat dann später das Abitur nachgeholt, weil sie damals als Jüdin nur in die Lehre gehen durfte, und ist eine beliebte Grundschullehrerin geworden. In der Sinai-Schule in München hat sie später viele Jahrzehnte unterrichtet.

שלום





Wenn ich heute die Bilder der Frauen sehe, die mit ihren Kindern in der Ukraine unterwegs sind, alleine und erschöpft, erinnere ich mich an die Zeit, die wir erlebt haben. Ich konnte mir nicht vorstellen, so etwas nochmals sehen zu müssen. Ich sehe diese kleinen Kinder auf den Armen der Mütter, die im Keller waren, die Bomben gehört haben, gespürt haben, geschrien haben, und ich weiß, dass sie dieses Trauma vielleicht noch in 60 Jahren in sich tragen werden. Es ist schrecklich und unverständlich für mich. Ich kann es nicht glauben und denke mir, die Menschen haben nichts gelernt. Nichts.

Ich trage mein Judentum im Herzen, aber eine Fromme bin ich nicht. In meiner Synagoge habe ich meinen Platz und gehe an den Hohen Feiertagen, wo man ein Jiskor³ spricht. Ich lebe nicht koscher, halte nicht Schabbat, das habe ich von meiner Mutter übernommen. Sie erzählte mir, mein Opa Emanuel Eisler habe gesagt: „Was in den Mund kommt, ist immer koscher. Aber was aus dem Mund kommt, das soll auch koscher sein. Man soll aufpassen, was man sagt.“ Das ist etwas, was mir in die Wiege gelegt worden ist. Aber ich bin Jüdin, trotz allem. Meine Gemeinde ist mir wichtig, meine Synagoge, die Kultur, die Lesungen, das alles ist mir sogar wichtiger als das Gebet zu Gott selber. Als mein Mann starb, war er nicht da, und in Auschwitz war er auch nicht. Die Feiertage geben mir aber einen Rahmen für mein Judentum, und ich bin mir absolut sicher, dass es etwas Höheres gibt.

3 Gedenkgebet für die verstorbenen Angehörigen.

Es ist wichtig für mich geworden, Zeugnis abzulegen. Ich gehe in die Schulen, spreche mit jungen Leuten. Sie sollen wissen, dass meine Geschichte noch nicht lange zurückliegt und dass es wichtig ist, unsere Demokratie zu schützen. Ich möchte ihnen ans Herz legen, dass sie aufrechte Juden bleiben und dass sie neben der Religion auch die Politik und Israel nicht vergessen. Israel ist wichtig für uns und eine Garantie, dass wir kein Auschwitz mehr haben werden, weil es einen Ort für uns gibt. Und es ist wichtig, sich politisch zu engagieren und die Demokratie gegen linken oder rechten Extremismus zu schützen. Und wichtig ist auch, dass man das Herz immer auf dem rechten Fleck hat.







03 Michel Friedman

Ich bin 66 Jahre alt und habe verschiedene Berufe, akademisch gesehen. Aber ich glaube, mein Hauptberuf besteht darin, Menschen miteinander zu verbinden. In einem meiner Essays habe ich einmal geschrieben: Mein Zuhause war wie ein Friedhof. Und meine erste Erinnerung an jüdisches Leben? Meine Mutter hat mich umarmt. Wenn man von der Generation der Holocaustüberlebenden spricht, und meine Eltern sind Überlebende des Holocaust, ist Friedhof und Umarmung kein Gegensatz. Man muss sich die Komplexität der emotionalen Achterbahn in diesen Familien sehr bewusst vor Augen halten. Ich erinnere mich an große Feste meiner Großmutter mit vielen Gästen. Ich war immer unter dem Tisch, denn Kinder sind immer unter dem Tisch, weil sie ja nicht ins Bett wollen, wenn die vielen Leuten da sind. Es wurde gelacht und getrunken und es wurde gegessen. Und dann musste nur jemand sagen: „Erinnerst du dich noch an Chaim?“ Plötzlich war Stille, und Tränen flossen.

Das kannst du als Kind überhaupt nicht begreifen und du verstehst nicht, was da gerade passiert ist. Erst haben sie gelacht, dann haben sie geschwiegen, jetzt haben sie geweint. Diese Achterbahn der Gefühle ist auch in der Beziehung mit meiner Mutter, mit meinem Vater immer spürbar gewesen. Was ich damit ausdrücken will:

Es gab keine Verlässlichkeit, keine Kontinuität, auch im Verhältnis zu mir als Kind. Aber die erste Erinnerung ist die Umarmung, und meine letzte Erinnerung ist, als ich sie dann im Krankenhaus auf der Intensivstation begleitet habe. Es war meine Umarmung, als sie starb.

Man muss sich meine Kindheit als ein relativ einsames Leben vorstellen. Wir lebten in Paris, es gab ja in der damaligen Zeit noch keine Kitas, und ich verbrachte die ersten Jahre zu Hause. In der Gesellschaft meiner Eltern waren hauptsächlich Überlebende der Shoah aus Polen, da gab es nicht viele Kinder. Ich bin also unter Erwachsenen aufgewachsen, und die Erwachsenen sagten mir immer wieder, ich sei altklug. Das hörst du als Kind gerne und denkst: Wow, altklug heißt erstens, du bist klug und zweitens, du bist viel reifer als andere Kinder in deinem Alter. Gleichzeitig drückte es aber auch diese nicht gelebte Kindheit aus. Meine Erfahrung, nicht mit Kindern seines Alters aufzuwachsen, ist nicht zu empfehlen. Ein Kind braucht in seiner Kindheitswelt den Echoraum der anderen Kinder, sonst ist es einsam. Und ich glaube, dass dieses Prinzip, diese Einsamkeit mein Leben begleitet und sich nur insofern verändert hat, dass ich kein Kind mehr bin.

Meine Vorbilder waren zunächst meine Eltern, da war ich nicht anders als die an-

Ich bin ein optimistischer Skeptiker.

